

Der Taschenkalender

Autor(en): **Gfeller, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Daniel einmal nicht mehr da ist. Seither bin ich nicht mehr bloß der Ackerstier, der in den Kummer liegt, daß die Seitenblätter surren, seither ist mein Gemüt offen für viel Schönes und Gutes, das mir früher entgangen ist, seither eracht ich es nicht für verlorne Zeit, das Herz zu füllen mit Freude und Dank. Und meine Frau, die ich dann auch wieder heimgeholt hab, ist darin mit mir einig. Wenn wir eine Kuh schlachten müssen oder uns ein Mostfäßlein ausrinnt oder ein Sensesblatt zerreißt, hinterfragen wir uns nicht mehr, sondern wissen, daß es Schlimmeres zu ertragen gibt. Und wenn wir andern etwas helfen können . . .“

In diesem Augenblick trat eine Magd vor Daniels Haus und rief zu uns herauf: „Drätti, z'Nacht essen!“ und er hob den Arm zum Zeichen, daß er den Ruf vernommen habe.

Draußen an den Schneebergen starb langsam der Widerschein der untergegangenen Sonne. Wir standen auf, verabschiedeten uns, und ich sprach: „Du, Daniel, das schreib ich doch auf!“

Er zuckte die Achseln: „Derlei muß man selber durchfechten, erst dann trägt's die rechte Frucht.“ Und wir gingen.

Der Taschenkalender

Von Wilhelm Gfeller

Man sage nicht, daß unser Zeitalter ohne Romantik wäre. Je trockener der Alltag des einzelnen, je sachlicher sein Beruf, desto größer der Hunger nach der Poesie des Erlebens. So auch bei Hans Fürst, der tagsüber im Fabrikssaal auf dem Zeichenbrett Maschinenbestandteile scharf umriß, während er in seinen Mußestunden verschwommenen fernen Träumen nachhing. Wie alle jungen Menschen träumte natürlich auch er vom Glück. Es sah wie eine Frau aus, hatte aber noch keine bestimmte Gestalt angenommen. Manchmal ähnelten die Phantasiebilder Evelyn, mit der ihn eine Tante unbedingt verheiraten wollte, manchmal der sachlichen Kollegin aus der Kartothek, dann wieder der kleinen Liesel, um schließlich in unbestimmte Formen zu zerfließen.

„Na!“ sagte Hans Fürst, da er mit dem Fuß an einen Gegenstand gestoßen war, in dem er, aufgehoben, einen Taschenkalender erkannte, wie ihn Damen zu besitzen pflegen. Ein leiser diskreter Duft unterstrich diese Annahme. Herr Fürst reinigte den Fund zunächst, indem er behutsam mit dem Ärmel den Straßenstaub abwischte, dann steckte er ihn ein. Erst als er in seinem Café saß, in dem er nach der Arbeit die Zeitungen zu lesen pflegte, machte er sich daran, den Kalender mit Genuß zu untersuchen. Richtig, da stand auch der Name: „Rena Kocher.“ Die genaue Anschrift folgte. Die nächste Seite zierte die gedruckte Ueberschrift: „Dinge, die man leicht vergißt.“ Und dann kamen fein säuberlich all die Dinge angeführt, auf die Männer schrecklich neugierig zu sein pflegen, wie Schuhnummer, Brustumfang, Tailleurweite, Sparkassenbuch-Nummer usw.

Herr Fürst rief den Kellner und ließ sich vom Lexikon den Band mit „B“ bringen. Er verglich die im Kalender vorgefundene Maße mit denen der Venus von Milo und war sehr zufrieden. Dann blätterte er weiter. Schon beim 5. Januar fand er stenographierte Aufzeichnungen, die ihm verrieten, daß es sich hier um eine Art Tagebuch handle. Wäre er nun ein hundertprozentiger Kavaliere gewesen, dann hätte er den Kalender zugeklappt, ihn in einen Briefumschlag gesteckt, mit Anschrift versehen und in den nächsten Briefkasten geworfen. Da er aber nur neunzig Prozent erreicht hatte und sich trotzdem ganz wohl dabei fühlte, las er ruhig weiter. Am 14. März stand geschrieben: „Es gibt so wenig Männer. Ich möchte einen Mann haben, der stark wie ein Löwe ist, bei dem ich mich ganz geborgen fühlen kann . . .“

Herr Fürst weitete unwillkürlich seinen Brustkorb und fühlte sich bereits als Löwe. Beim 1. Mai fand er: „Herr M. wollte mich küssen. Ich habe ihm eine Ohrfeige gegeben, dem zudringlichen Kerl. Diese Männer glauben, wenn ein Mädchel schuklos ist . . .“

„Recht geschieht ihm, dem Halunken!“ rief Herr Fürst und schlug auf den Marmortisch.

„Wie, bitte?“ erkundigte sich der Kellner.

„Nichts, danke“, meinte der junge Mann und wurde rot.

Am 13. Juni hieß es: „Warum kann ich nicht den passenden Mann finden? Ich bin doch hübsch! Es ist schon so: die, die mich wollen, die interessieren mich nicht, und der, dem ich all meine Liebe und mein ganzes Sein schenken könnte, der weiß nichts von meiner Existenz. Das Leben ist tragisch.“

„Die Frau hat Seele“, meinte Herr Fürst. „Sie, Kellner, Briefpapier!“

Herr Fürst schrieb an Fräulein Rena Kocher, daß er um die Gunst bäte, ihr den gefundenen Taschenkalender persönlich überreichen zu dürfen.

Zwei Tage lang irrte er weltverloren umher. Am dritten bekam er endlich Antwort: er durfte. Und dann traf er sie am späten Nachmittag bei der Uhr im Park. Er hielt artig den Kalender in der Hand, so daß sie ihm gleich zulächeln konnte. Sie war nicht schön, aber immerhin ganz hübsch, und beim Abschied gegen Mitternacht war sie die schönste Frau der Welt. Und die schönste Frau der Welt heiratet man natürlich.

Es war sehr schön. Und als sie zum erstenmal ihren Hochzeitstag feierten, fragte die junge Frau ihren Mann: „Sag' einmal, Hans, hättest du mich auch geheiratet, wenn wir uns in Gesellschaft oder auf eine andere wenig originelle Art kennengelernt hätten?“

„Wenn ich ehrlich sein soll“, meinte Hans bedächtig, „ich weiß es nicht. Ich kannte vor dir andere Mädchen, bei denen ich Chancen hatte — wenn sie auch nicht so nett waren wie du. Aber bei dir war es gerade die Romantik, die sonderbare Art des Kennenlernens, und wohl auch der Umstand, daß ich aus jenem Taschenkalender in deine schöne Seele sehen konnte!“

„Dann ist es gut, Liebster“, flüsterte die junge Frau und lächelte verjornten vor sich hin. Sie dachte darüber nach, daß jede Mühe ihren Lohn findet, denn sie hatte damals in fünf Taschenkalender dieselben Eintragungen gemacht und die fünf Taschenkalender an fünf verschiedenen Stellen verloren. Nur einen mit Erfolg, aber das genügte.

Kanzlist Stüderli

Von Fritz Grossenbacher

Seit vierzehn Jahren arbeitete er am hintersten Stehpult im Dienste der Aktiengesellschaft Schmetter & Co. Vor ungefähr neun Jahren hatte er zum erstenmal behauptet, die Welt, das heißt die Menschen, würden von Tag zu Tag schlechter, und das war die einzige Ansicht, welche er im Verlauf der vielen Jahre nicht änderte. Das Verhalten der Steno-Daktylographin Meier hatte ihm diese Ansicht eingebrannt. Das war doch einfach schandbar, einen Junggesellen, dem ein glückliches Eheleben vor-schwebte, derart zu täuschen und dem Spott der Kollegen auszuliefern!

Stüderli kaute am Federhalter und kritzelte dann einige Zahlen in die Bücher, welche die Firma jeweilen der Steuerverwaltung vorzulegen hatte. Da öffnete sich die Türe. Prokurist Schwenkert schritt die Front ab. Stüderli haßte ihn; aber auf dem Papier sirrte die Feder ihre schönste Kontormelodie. Ja, Stüderli war eben ein guter Kanzlist.

Am jedem Biertisch sprach man davon, daß der Prokurist der Firma Schmetter & Co. fünfzigtausend Franken unterschlagen habe. Das Lokalblatt hatte das Ereignis der Leserschaft fettgedruckt vorgelegt und eine redaktionelle Randglosse betonte, daß die Vermutung, Schwenkert habe das Geld an Frauen gehängt, wahrscheinlich nicht stichhaltig sei. Das alles war Arznei für Philipp Stüderlis Minderwertigkeitsgefühle. Konnte er es verantworten, die Mitbürger über das Individuum Schwenkert im Unklaren zu lassen? Nein! Und er hielt mit seinen Kenntnissen nicht zurück. Der Papagei Gocko schüttelte den Kopf und konnte nicht recht begreifen, daß sein Herr abends so häufig eine bessere Krawatte umband und ihn dem Schicksal überließ. Im „Löwen“ ftieg Herr Stüderli innert Stunden zum Vertrauensmann empor. Mit wahrer Hingabe schilderte er dem unbekanntem Herrn mit den halben Brillengläsern, den großtuerischen, recht-